

Religionslehrer/in werden: Identitätsbaustelle Studium

Wandlungen im Selbstkonzept von Studienanfänger/innen

von

Harry Noormann

Ökonomische Rationalität beherrscht die (anglizisierte) Sprache der Reform theologischer und religionspädagogischer Aus- und Fortbildung. Effizienz, Innovation, Evaluation, Qualitätssicherung, Change-Management, Flexibilität, die Messbarkeit des outputs in Gestalt von Bildungsstandards und deren Internationalisierung. Die „Machtworte des Zeitgeistes“ haben uns voll im Griff. Bei den rasanten „Topdown-Implementationskampagnen“ ist indes von den Studierenden kaum die Rede. So vollzieht sich unter ihnen ganz geräuscharm ein Generationenwechsel: Der Wandel religiöser Orientierung und Selbstverständigung, von der Jugendsoziologie in den 90er Jahren in den Parametern von Individualisierung, Selbstreferentialität, Entkopplung von christlicher Religiosität und Kirchlichkeit usf. hinlänglich aufgewiesen, hat die Klientel der Fachstudierenden längst erreicht. Ihre tiefgreifend veränderten Befindlichkeiten am Beginn des Studiums drängen auf eine *innere Studienreform*, die gleichermaßen die Inhalte, die Struktur und die Kultur des Lehrens und Lernens einschließen müsste. Die folgenden Überlegungen stützen diese These mit ersten Hinweisen, die sich aus Befragungen von Erstsemestern mit dem Unterrichtsfach „evangelische Religion“ ergeben haben.¹

1. Einstimmung: „Woran glaubst denn du?“ Geliehene Sprachspiele religiöser Selbstverständigung

„Ich glaube an die Sonne
in mir und im Leben,
die Wärme gibt und Kraft.
Ich glaube an das Leben und an die Liebe...
Ich glaube an mich, glaube fest daran,
dass ich es schaffe, was ich mir vornehme.
Ich glaube an die innere Melodie, schöpferisch und zerstörend zugleich...
Ich glaube an das Miteinander, die Gemeinschaft,
in der die Menschen lebendig,
sie selbst sein dürfen.
Ich glaube an den Glauben, stützend, haltend, gehalten,
ohne den jeder Mensch umfallen würde
wie eine Puppe
ohne Leben, ohne Licht, ohne Liebe.“

¹ Es handelt sich im Folgenden um Ergebnisse einer Befragung von Studienanfängern in einem nach der niedersächsischen Prüfungsverordnung obligatorischen „Orientierungsseminar“ im WS 2001/2002 und im WS 2002/2003. Sie können allenfalls symptomatischen Wert beanspruchen: Ihre empirische Basis ist äußerst schmal (N=120), durchgeführt ohne methodologische Kunstfertigkeit empirischer Sozialforschung und ohne Vergleichsgruppe oder vergleichbare Längsschnittdaten an dem norddeutschen Hochschulstandort Hannover.

Für die Interpretation der Ergebnisse ist der Hinweis geboten, dass in Hannover alle Lehramtsstudiengänge angeboten werden und die Studierenden zu ca. 80% weiblich sind.

Die relativ höchste Zahl in der Gruppe unserer Studienanfänger/innen im WS 2001/2002 – sechzehn von sechzig – wählt diesen Credo-Text von Verena Neudert (Klasse 11B, Würzburg)² als ein Bekenntnis, „das mich am stärksten anspricht“³. Ist der Anteil von einem guten Viertel signifikant hoch? Und wie steht es um die Signifikanz der Inhalte? Der Glaube an eine lebensspendende kosmische Harmonie, die Sonne als Symbol von Leben und Liebe, die alle Kreatur umfängt; der Glaube an die eigene Persönlichkeit mit einer unverwechselbaren „inneren Melodie“, durchsetzungsfähig mit der Kraft zum Guten wie zum Bösen; der Glaube an eine Gemeinschaft der wechselseitigen, unbedingten Anerkennung; an einen lebensnotwendigen Glauben, inhaltslos streng funktional gesehen: Ohne ihn ist alles nichts. Trifft solche Paraphrase die Lesart der Studierenden? Hat diese die bewegende Metaphorik einer Siebzehnjährigen womöglich stärker fasziniert als der analytische Gehalt ihrer Worte? Bei der Vorstellung fällt die Bemerkung, etliche hätten es besser gefunden, wenn wenigstens Jesus in dem Text vorgekommen wäre, aber dies schmälere nicht seine poetische Kraft.

Anderen ist theologische Deutlichkeit unverzichtbar. Sieben wählen ein Gedicht mit verwandtem Grundtenor, aber der Aussage, „dass Gott mir eine Aufgabe gegeben hat, die nur ich erfüllen kann, dass er mir ein Lied anvertraut hat, das nur ich singen kann.“ Ein von weiteren fünf Studierenden bearbeitetes Credo orientiert sich strukturell an den ersten beiden Artikeln des Apostolikums, verflüssigt diese jedoch gleichsam prozesstheologisch: „Gott geschieht in dir und mir“ ist er überschrieben. Gott „wird“, wo Leben Heilung und Erlösung erfährt wie bei Jesus von Nazareth, der „Menschlichkeit Gottes in Person“. Sein Vertrauen in Gottes Werden könne sich ereignen in jedem Menschen und wachsen zu einem „Reich der erlösenden Liebe in allen Religionen, Völkern und Ländern dieser Erde“⁴.

Zuspruch bei sechs Studienanfängerinnen erfährt ein Credo aus Ghana, das unter Aufnahme der drei Glaubensartikel schöpfungstheologische und befreiungstheologische Motive kunstvoll mit der allgemein auffallend dominanten Beziehungsdimension des Glaubens verknüpft: „*I relate, therefore I am*. Ich glaube, hoffe, liebe, also bin ich“⁵.

Am Wortlaut des Apostolikums möchten sechs Studierende festhalten, während ein gnostisch-esoterisch anmutender Text über den göttlichen „All-Einen“, der den Menschen „durch viele Erdenleben“ hindurch läutert auf dem Wege, um „zu seiner Göttlichkeit zurückzukehren“, überhaupt keine Resonanz erfährt.⁶

2. Religiöse Biografie und kirchlich gelebtes Christentum

Genau ein Drittel der Studienanfänger/innen in 2001 gibt an, in der Schulzeit aktiv in der Gemeindegarbeit engagiert gewesen zu sein.⁷ Ein knappes weiteres Drittel kennt gemeindliches Leben aus eigener Anschauung (29.3%).⁸ Zieht man nur die Extrem-

² Zur Auswahl standen 12 Beispiele aus dem „Credo-Projekt“ der Zeitschrift Publik-Forum, ausgewählt aus PETER ROSIEN (Hg.): Mein Credo. Persönliche Glaubensbekenntnisse, Kommentare und Informationen, Bd. 1, Oberursel 1999.

³ ROSIEN 1999, 24.

⁴ A.a.O., 42f.

⁵ A.a.O., 70f.

⁶ A.a.O., 36f.

⁷ In der Gruppe 2002 liegen die vormalig kirchlich Aktiven mit 40% wieder vorn. Beim gegenwärtigen Verhältnis zur Kirche gleichen sich die Zahlen wieder an: In beiden Gruppen behauptet ein gutes Viertel eine „aktive und enge Beziehung“.

⁸ Das Item „am Gemeindeleben teilgenommen“ ist allerdings wenig aussagekräftig im Blick auf die Erfahrungsintensität, da sich etwa die Teilnahme an Kasualien oder der eigene Konfirmandenunterricht dahinter verbergen können.

werte heran, ergibt sich, dass die in ihrer Jugendzeit „Aktiven“ mit 33.3% einer größeren Gruppe von 36.8% gegenüberstehen, die „mit kirchlicher Arbeit kaum etwas zu tun gehabt“ haben.

Die Annahme, dass sich die Bedeutung des kirchlichen Milieus für den Nachwuchs an Religionslehrer/innen abschwächt, wird durch langjährige Erfahrung in der Lehrer/innenausbildung gestützt. Diese Tendenz verstärkt sich einmal mehr durch die Frage nach dem gegenwärtigen Verhältnis zum kirchlichen Leben. Ein gutes Viertel (26.2%) spricht von einer „aktiven und engen Beziehung“, ein Fünftel (19.70%) hat „kaum bzw. gar keine Beziehung“ und die Mehrheit (54%) beruft sich auf ein „lockeres Verhältnis“. Da bei der Frage nach der bevorzugten Selbstbezeichnung 13.7% angeben, freikirchliche Christen zu sein, liegt die Vermutung nahe, dass ein beachtlicher Anteil mit einer „aktiven und engen Beziehung“ auf seine freikirchliche Bindung anspielt.

Wenn sich in diesen Zahlen auch unverkennbar das allgemein gesellschaftliche Phänomen schwindender kirchlicher und religiöser Außennormierung ausdrücken mag, sollten Formeln wie „Entkirchlichung“ und „De-institutionalisierung von Religion“ eine differenzierende Betrachtung nicht verstellen.⁹ Für die Mehrheit der Befragten zählen Taufe und Konfirmation zu den Merkmalen des Christseins (ein allgemein gültiger Sachverhalt, im Vergleich zu Jugendstudien ein eher niedriger Wert.¹⁰). Und nahezu 80% bekräftigen, zum Christsein gehöre es, dass man den Glauben „in einer christlichen Gruppe / Gemeinschaft reflektiert, feiert und nach ihm handelt.“ Offenbar steht dieser ausgeprägte Wunsch in Spannung zu Erfahrungen und Erwartungen gegenüber kirchlichen Gemeinschaftsformen. Das „lockere Verhältnis“ der Mehrheit zur Kirche umschreibt wohl zutreffend der Begriff der „Halbdistanz“¹¹ als eine Haltung, die kirchliche Angebote prinzipiell für nötig hält und wertschätzt, sie aber in ihrer gegebenen Vorfindlichkeit kritisch beurteilt und nur punktuell für die eigene Lebensführung in Anspruch nimmt.

Was besagen die Auskünfte der Studienanfänger/innen hochschuldidaktisch?

- Nirgends sind bisher überzeugende Lösungen für das Problem gefunden worden, dass die Studieneingangskennnisse im biblischen Bereich, aber auch in den anderen Disziplinen immer häufiger gegen Null tendieren. Die Lehre kann sich auf propädeutische Kenntnisse immer seltener stützen, muss sie vielmehr im Studium erst vermitteln, und zwar sowohl in methodologischer wie sachlicher Hinsicht. Ort und Konzepte propädeutischer Angebote in der Studiensystematik sind ebenso ungeklärt wie die Frage nach ihrer kapazitätsmäßigen Durchführung.
- Genauer besehen sinken die Studieneingangskennnisse nicht gleichförmig, sondern differenzieren sich aus: zwischen einer Studentin für das Höhere Lehramt und einer Kurzfachstudentin Sonderpädagogik, zwischen einem langjährigen „kirchlichen Mitarbeiter“ und einem „Neugierstudenten“. Eine Binnendifferenzierung des Lehrangebots wie auch der einzelnen Lehrveranstaltungsplanung wird unabweisbar, um strukturell bedingte Über- und Unterforderungssituationen für die Studierenden zu minimieren.
- Die wachsende Heterogenität der Fachstudierenden betrifft nicht nur Eingangskennnisse, sondern auch Motivlagen, Fragerichtungen, Interessen, Anschauungen und Glaubenshaltungen. Die in der ehemaligen DDR aufgewachsene Studentin, die nie Religionsunterricht genossen hat, erst als junge Erwachsene christliches Gemeindeleben für sich entdeckt hat, aus ihrer warmherzigen Fröm-

⁹ Vgl. DUBACH / CAMPICHE 1993, 300.

¹⁰ Vgl. SCHWEITZER ²1998, 26-29.

¹¹ KIRCHENAMT DER EKD 1993.

migkeit keinen Hehl macht und doch behauptet, von Bibel und Theologie „null Ahnung“ zu haben, ist kein Einzelfall (mehr); denn für 37% der Anfänger/innen war es keine wie immer geartete „kirchliche Sozialisation“, die ihre Fachentscheidung beeinflusst hat. Hochschullehrer/innen wissen denkbar wenig über diese Gruppe, darüber, wie aus welchen subjektiven Motiven heraus diese Studierenden in wachsender Zahl den Entschluss fassen, Religion zu studieren und als Unterrichtsfach im Lehrer/innenberuf zu vertreten!¹²

Wenn wachsende Heterogenität und „Binnenpluralisierung“ der Fachschaft eine Verschiebung der „Fachdispositionen“ hin zu individualisierten Problemlagen bedeutet, haben wir es nicht nur mit veränderten Vorzeichen in Hinsicht auf das *fachliche Vorwissen* zu tun (Bibelkenntnis, konfessionelle Spezifika, die Geschichte des Christentums, christliche Symbole, das Brauchtum, der Festkalender, fundamentaltheologisches Grundwissen), sondern zweitens mit einer Vielfalt des *biografischen Erfahrungswissens* aus der Begegnung mit gelebter Religion und drittens mit höchst unterschiedlichen *existenziellen Identifizierungsgraden* mit dem Fach und „der Sache“.

Dies hat weitreichende Folgen:

- Der kommunikative Aufwand, eine gemeinsame Sprache zu finden, wächst enorm. Ein Credo-Text wie der eingangs zitierte steckt voller interpretationsbedürftiger anthropologischer, theologischer und kosmologischer Implikationen. Diese diskursfähig zu machen, ist im Rahmen einer Lehrveranstaltung ein schlechterdings hoffnungsloses Unterfangen.
- Das traditionell ausgeprägte „Wir-Bewusstsein“ im Fach („wir“ Evangelischen, „wir“ Christen) vermittelte sich vermutlich in stärkerem Maße als uns über die Jahre bewusst gewesen ist über den gemeinsamen Fluchtpunkt theologischer und religionspädagogischer Reflexion: „Kirche“, ob nun identifikatorisch oder kritisch. Dieser verliert seine unbefragte Selbstverständlichkeit.
- Verständigung und Gemeinsamkeit muss zudem wachsen können unter Bedingungen einer gewissen Polarisierung, wie sie sich aus dem Gegenüber zwischen „Gemeindestudent/innen“ (unter ihnen die missionarisch ambitionierten Freikirchler) und (häufig religionswissenschaftlich orientierten) „Neugierstudent/innen“ ergibt. Die Polarisierung ergibt sich nicht allein mehr wie in der Vergangenheit in der Hauptsache durch kontroverse Positionen *innerhalb* einer ökumenischen Gemeinschaft, sondern umfassend durch in vielfacher Hinsicht fremde Lebensgeschichten und Prägungen.
- Schließlich gibt zu denken, dass die allfällige Kritik an der Institution Kirche, die zwar nicht abgefragt wurde, aber in der Lehrpraxis überall anzutreffen ist, bei mehr als einem Drittel schwerlich als reflexives Ergebnis lebensgeschichtlicher Erfahrung interpretierbar ist (36.8% haben 2001 „mit kirchlicher Arbeit kaum etwas zu tun gehabt“). Verfestigte stereotype Konnotationen (Macht, Fremdbestimmung, Starrheit, Lebensferne, dogmenverhaftet) scheinen Hand in Hand zu gehen mit der Erfahrungsferne kirchlicher Praxis, genährt von punktuellen biografischen Berührungen und einem mediengeprägten Kirchenbild. Das Fachstudium muss sich diesem Dilemma stellen. Der universitäre Raum bietet höchst ungünstige Bedingungen für (Gegen-)Erfahrungen mit kirchlich gelebtem Christentum und deren Refle-

¹² Ich lasse das Bonuskalkül für die Einstellung, das hier und da immer noch eine Rolle spielen mag, einmal außen vor.

xion, kann sich zugleich aber keineswegs mit klischeehaft vorurteilsbehafteten Kirchenbildern abfinden.

In Konsequenz dieser Beobachtungen hier nur das Eine: Der religionspädagogisch seit Jahren eingeforderte Perspektivenwechsel in Richtung einer professionellen Hermeneutik kindlicher und jugendlicher Wahrnehmungen und Deutungskonstrukte religiöser Fragen holt die Hochschullehrer/innen ein: Wir werden lernen müssen, insbesondere die Studierenden mit kirchlich unberührten Biografien zu „verstehen“ und wechselseitige Lernprozesse hochschuldidaktisch zu organisieren. Dass dabei kommunikativ intensive Arbeitsformen, epochalisiert in und außerhalb der Universität, Exkursionen, handlungs- und projektorientierte Lernformen eine wachsende Bedeutung erlangen, erscheint sehr evident.

3. Christ sein als „präferenzielle Option“ und selbst autorisierter Glaube

In der „Halbdistanz“ oder „Kirchenferne“, die 73.8% der Studienanfänger/innen im Fach Ev. Religion zu Protokoll geben („keine“, „kaum eine“ oder „eine lockere“ Beziehung zum kirchlichen Leben), scheint sich nicht nur eine reservierte Einstellung gegenüber der Institution Kirche und dem gemeindlichen Leben auszusprechen, sondern tiefer reichend eine Veränderung der christlichen Glaubenskultur unter jungen Erwachsenen. Dafür sprechen Antworten auf Fragen, die die EKD-Hochschulstudie vor einem guten Jahrzehnt schon einmal in einer repräsentativen Befragung an *alle* Studierenden gerichtet hatte (¹³ Dem Statement „Das Christentum ist für mich die einzig akzeptable Religion“ stimmten damals 22% *aller* Studierenden zu,¹⁴ unter unseren Studienanfängern wollen heute dieses exklusive Bekenntnis ohne Einschränkung nur geringfügig mehr unterschreiben: 23.3%. Rund die Hälfte der Fachstudierenden lehnt den Satz rundweg ab.

In dieselbe Richtung weisen die Ergebnisse auf die These: „Ich habe meine eigene Weltanschauung, in der auch christliche Elemente enthalten sind.“ Über die Hälfte (53%) möchten ihr „mit Einschränkung“ zustimmen, „voll“ teilen diese Ansicht 45% (EKD-Studie 65%), auf Ablehnung stößt sie bei nur 2%.

Die Befunde liegen insgesamt im Trend der (Jugend-)Studien des letzten Jahrzehnts,¹⁵ mögen aber doch als Antwortverhalten von Studierenden, die den Studiengang „Evangelische Theologie und Religionspädagogik“ gewählt haben, überraschen: Für weniger als ein Viertel dieser jungen Menschen ist das Christentum „die einzig akzeptable Religion“?

Unter Aufnahme der jüngeren Religionssoziologie lassen sich verschiedene Deutungsaspekte in Anschlag bringen:

- Auch für Fachstudierende scheint sich in wachsendem Maße zu bewahrheiten, was die EKD-Hochschulstudie schon 1990 für alle Studierenden beobachtet hat: „Christliche Religion wird als eine Religion unter anderen in einer multikulturellen bzw. multireligiösen Gesellschaft gesehen.“¹⁶ Zwar bestätigen die Antworten auf die Frage, welche Merkmale das Christsein in der Gegenwart auszeichne, eindeutig die These, dass auch für Fachstudierende die „traditionell christlichen Formen von Religiosität“ in Deutschland nach wie vor dominant und die Kirchen immer noch „wirkungsmächtige und religiös vitale Institutionen“¹⁷ sind; den höch-

¹³ KIRCHENAMT DER EKD 1991, bes. 120ff.

¹⁴ A.a.O., 121.

¹⁵ Zusammenfassend SCHWEITZER ²1998, jüngst ZIEBERTZ / KALBHEIM / RIEGEL 2003)

¹⁶ KIRCHENAMT DER EKD 1993, 121.

¹⁷ POLLACK 1998, 617.

ten Wert erfährt die konventionellste Aussage, zu den Merkmalen des Christsein gehöre das Bemühen, „ein anständiger Mensch zu sein“. Zugleich steht aber außer Zweifel, dass das Antwortverhalten auf Fragen nach dem Identifikationsgrad mit „dem“ Christentum einen subjektiven Transformationsprozess des Religiösen indiziert und darin empirische Befunde der Religionssoziologie für die Klientel der Fachstudierenden bestätigt: „Die Inanspruchnahme von Religion geschieht lebensgeschichtlich gerade nicht mehr als ein fragloses Hineinwachsen in einen vorgeordneten Kontext. Lebensgeschichte wird heute insgesamt aus oft heterogenen religiösen Teilsegmenten zusammengestellt, die mit anderen weltanschaulichen Deutungsmustern kombiniert sein können – in jedem Fall geschieht solche Zusammenstellung gerade als Ausdruck selbstgestalteter, autonomer Individualität“¹⁸. Auch Studienanfänger/innen sehen sich in einer „Optionsgesellschaft“ (Kunstmann) damit konfrontiert, dass sie eine christliche Identität „nach eigenen Veranlagungen und Möglichkeiten, nach bestem Wissen und Gewissen erst finden, sie wählen“¹⁹ müssen. Sie beziehen den Freiheitsgewinn wie die Entscheidungszumutung der Wahl reflexiv auch auf ihr persönliches Verhältnis zum christlichen Glauben. Er stellt für eine wachsende Zahl eine *präferenzielle Option* dar, aber vor dem Nadelöhr der subjektiven, existenziellen Beglaubigung und Selbstvergewisserung.

- Für die meisten Studienanfänger/innen wird damit das Fachstudium zum Reflexionsraum intersubjektiver Verständigung darüber, was subjektiv Glaubwürdigkeit im christlichen Sinne beanspruchen darf. Zunehmend kommen nicht selbstidentifizierte Christen, mit denen man in einer gemeinsamen Sprache und Symbolwelt „zur Sache“ kommen kann. Die Sache selbst steht zur Disposition. An das eben begonnene Fachstudium richtet sich offenbar die gesteigerte Erwartung einer christlichen Selbstvergewisserung in Augenhöhe mit anderen religiösen Optionen.
- Welche christlichen „Haftpunkte“ die Entscheidungen der Studienanfänger/innen für die Fachwahl beeinflusst haben, wurde nicht erfragt. Die Auswahl und Bearbeitung der Credotexte aus dem Projekt von Publik Forum scheinen indes zu untermauern, dass nicht mehr die konfessionelle Traditionsspur oder der christliche Glaube als theologisch elaboriertes Bekenntnissystem den Referenzrahmen abgibt, in dem religiöse Identitätsarbeit sich bewegt. Vielmehr faszinieren am Christentum „einzelne Teilthemen wie etwa die Bergpredigt, die Schöpfungsfrömmigkeit des Franz von Assisi oder ... die Briefe Dietrich Bonhoeffers... Ein integrales Ganzes gibt solche Auswahl nicht (mehr) ab; eine Verbindung mit einer identifizierbaren christlichen Frömmigkeitspraxis oder gar eine Anbindung an ein ortsansässige Kirchengemeinde ist nicht mehr unbedingt gegeben“.²⁰ Diese „Teilidentifikationen“ entsprechen dem allgemeinen Trend einer „Entstandardisierung von Religion“, die sich ausdrückt in einer „abnehmende(n) Gleichförmigkeit in der Ausformung von Religion“²¹. Es liegt nahe, künftig die reflexiven Studienanteile bzw. Lehrangebote stärker auf solche Fragestellungen auszurichten, die anschlussfähige Reibungsflächen und Impulse zur subjektiven Auseinandersetzung schaffen.
- Die Bereitschaft, sich nicht nur auf „identifikationsschwangere“ Studieninhalte einzulassen, darf unbedingt vorausgesetzt werden. In Auswertungsgesprächen wurde einhellig hervorgehoben, man wisse zu wenig über das Christentum, um auf richtig und überzeugt sagen zu können, es sei für das eigene Leben der einzig richtige Weg. Man sei sich auch unsicher und im Unklaren darüber, welche Ele-

¹⁸ KUNSTMANN 1997, 113.

¹⁹ DREHSEN 1999, 98.

²⁰ KUNSTMANN, 99f.

²¹ DUBACH / CAMPICHE, 300f.

mente in der eigenen Weltanschauung denn als „christliche Elemente“ gelten könnten. Der Ruf nach einem soliden Fundament fachlicher Kenntnisse ist allenthalben mit Nachdruck vernehmbar, nicht zuletzt mit dem kritischen Hinweis, man werde zu oft und überall in Lehrveranstaltungen mit der Aufforderung zur eigenen Stellungnahme auch dann konfrontiert, wenn man sich gänzlich sach-unkundig fühle.

Die Studieneingangsvoraussetzungen haben offenbar eine doppelte, hochschuldidaktisch schwer zu bearbeitende Signatur: Die *präferenzielle Option Christsein* gebietet ein Fachstudium mit breiten Anteilen reflexiver religiöser Bildung mit „generativen Themen“. Gleichzeitig wird ein Studium eingefordert, das ein solides Fundament fachlichen Wissens bereitstellt, gegründet auf einem sehr elementaren Niveau. Es hat den Anschein, als werde unter den Studienanfänger/innen das Bewusstsein, mit grundlegenden fachlichen Kenntnisdefiziten das Studium aufzunehmen, schmerzlicher erlebt als eine noch ausstehende positionelle Abklärung in Glaubensfragen. Sonst wäre schwer zu verstehen, dass gegenüber einem Viertel der Studierenden, die vom Studium vor allem eine „Klärung von Glaubensfragen und des weiteren Lebensweges“ erwarten, fast die Hälfte (47%) nach Fachwissen ruft, da das eigene fachliche Vorwissen „ziemlich dürftig“ ist. Daraus die Konsequenz zu ziehen, die Lehrform der Vorlesung zur Wissensvermittlung wieder zu rehabilitieren, wäre wohl kurzschlüssig. Sie widerspräche nicht nur Erkenntnissen der Lernforschung über nicht „anschlussfähige“ Lerninhalte, sondern ignorierte auch die abnehmende Halbwertszeit erlernter Stoffe. Didaktisch geschickt arrangierte, rezeptive Vermittlungsformen mögen im Bereich des Elementarwissens eine sinnvolle Funktion haben und dort verstärkt zum Einsatz kommen (z.B. Seminare mit Vorlesungsanteilen). Wichtiger scheint es, die Aufmerksamkeit auf forschendes Lernen zu lenken – Studierenden das methodische und strategische Handwerkszeug an die Hand zu geben, um eine Frage- oder Problemstellung eigenständig zu recherchieren und aufzuarbeiten, eine Fähigkeit, die zu den unbedingten Alltagsanforderungen der späteren Berufspraxis zählt.

4. Der christliche Glaube und die anderen Religionen

Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass Erfahrungen mit und der Kenntnisstand über andere Religionen unter den Studienanfänger/innen intensiver sind als im Kontext christlicher Kultur, Kirche und Theologie. Trotzdem bekunden sie eine bemerkenswerte, prinzipielle Offenheit gegenüber anderen religiösen Geltungsansprüchen. Die These, auch „andere Religionen haben wahre Erkenntnisse. Christen können von ihnen lernen“, lehnten 1991 10% aller Studierenden ab,²² unter unseren Studienanfänger/innen sind es ein gutes Jahrzehnt später eben noch 3.4%. Wie gesagt, wird diese Auffassung keineswegs aus einer umfassenden religionswissenschaftlichen Kenntnis über andere Religionen oder aus biografischer Begegnung genährt sein. In ihr spricht sich wohl eher ein gespürtes Defizit an Wissen und Erfahrung über Religion im Allgemeinen aus. Der abstrakte, prinzipielle Vertrauenskredit, den man anderen Religionen einzuräumen bereit ist, verweist zum anderen auf das postmoderne Axiom, dem Anderen den selbst gewählten Lebensstil und eine andere Glaubenshaltung als Ausdruck seines Selbstentfaltungsrechts a priori zuzuerkennen.

Auch die emotionalen Schwellen gegenüber Angehörigen anderer Religionen scheinen soweit abgesenkt zu sein, dass über die Hälfte (52.5%) der künftigen Lehrer/innen für evangelische Religion sich vorstellen kann, einen festen Freund / eine feste Freundin jüdischen Glaubens zu haben („voll“ und „mit Einschränkung“

²² KIRCHENAMT DER EKD 1991, 121.

91.4%!)." ²³ Erwartungsgemäß ist die Zurückhaltung gegenüber Muslimen auch im Vergleich mit Buddhisten größer (feste Freundschaft mit Buddhisten volle und einschränkende Zustimmung 73.3%), doch sind es einige Monate nach dem 11. September 2001 immer noch 65%, die sich dieser Vorstellung nicht verschließen möchten - ein Jahr darauf lehnt die Mehrheit eine Partnerschaft mit einem Muslim / einer Muslima ab.

Für die „neue Generation“ der Fachstudierenden ist, soviel ist deutlich, die Gegenwart anderer Religionen zu einer selbstverständlichen Gegebenheit einer multikulturellen Wirklichkeit geworden. Religiöse Vielfalt bildet – explizit oder implizit – den Resonanzraum eigener Entscheidungen in Glaubensangelegenheiten. So ist nicht erst im Hinblick auf das spätere Berufsfeld eine qualifizierte, das heißt dialogisch angelegte Grundorientierung über die großen religiösen Kulturströme für das Fachstudium unerlässlich. Neben dem Elementarisierungsdruck, wie er an verschiedenen Punkten angesprochen wurde, wächst damit die Komplexität des Fachstudiums. Sein Gegenstand wird ungleich facettenreicher nicht nur, weil das Bild der christlichen Konfessionen und Gemeinschaften buntscheckiger geworden ist und Kooperationsfähigkeit erfordert, nicht nur, weil die Aneignung von Fundamentalkenntnissen und Elementarerfahrungen in die Studienzeit einwandert, sondern weil diese Lernprozesse verschränkt werden müssen mit dialogischer Kompetenz im Umgang mit religiöser Vielfalt.

Literatur

- DREHSEN, VOLKER: Ehrfurcht vor Gott – vor welchem? Erziehung zu allerlei Göttlichem unter „postmodernen“ Vorzeichen, in: Gottwald, Eckhart/ Rickers, Folkert (Hg.): Ehrfurcht vor Gott – Leitbilder interreligiösen Lernens, Neukirchen 1999, 93-108.
- DUBACH, A./ CAMPICHE, A.J. (Hg.): Jede/r ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung, Zürich u.a. 1993.
- FECHTNER, KRISTIAN / HALSPER, MICHAEL (Hg.): Religion in der Lebenswelt der Moderne, Stuttgart 1998.
- GABRIEL, KARL: Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg 1992.
- JÖRNS, KLAUS-PETER: Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben, München, 2. verb. Aufl. 1999.
- KEUPP, HEINER / HÖFER, RENATE: Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung, Frankfurt ²1998.
- KIRCHENAMT DER EKD (Hg.), Der Dienst der Kirche an der Hochschule. Eine Studie im Auftrag der Synode der EKD, Gütersloh 1991.
- KIRCHENAMT DER EKD (Hg.), Fremde Heimat Kirche. Ansichten ihrer Mitglieder, Hannover 1993.
- KUNSTMANN, JOACHIM, Christentum in der Optionsgesellschaft. Postmoderne Perspektiven, Weinheim 1997.

²³ Es wäre schön, diesen Befund als Frucht auch der religionspädagogischen Bemühungen der vergangenen 2 Jahrzehnte um ein besseres Verständnis des Judentums interpretieren zu dürfen.

- POLLACK, DETLEF: Unterschätzte Säkularisierung, in: Herder Korrespondenz Jg. 52 (1998), H. 12, 612-617.
- ROSIEN, PETER (Hg.): Mein Credo. Persönliche Glaubensbekenntnisse, Kommentare und Informationen, Bd. 1, Oberursel 1999.
- SCHRÖDER, BERND: Was heißt hier „religiös“? Jugendliche und Religion, in: Loccumer Pelikan, Heft 3/2001, 115-119.
- SCHWEITZER, FRIEDRICH: Die Suche nach eigenem Glauben. Einführung in die Religionspädagogik des Jugendalters, Gütersloh ²1998.
- SCHWEITZER, FRIEDRICH: Jugendkultur und Religionspädagogik, in: Biehl, Peter / Wegmann, Klaus (Hg.): Religionspädagogik und Kultur, Neukirchen-Vluyn 2000.
- ZIEBERTZ, HANS-GEORG / KALBHEIM, BORIS / RIEGEL, ULRICH: Religiöse Signaturen heute. Ein religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung (Religionspädagogik in pluraler Gesellschaft 3), Gütersloh / Freiburg i. Brsg. 2003.